



Leseprobe

Beltaine 1

Fionn mac Cumhail



Faid saoil chugat, a fhiannai!

- Langes Leben Dir, Geschichtenerzähler!

Werte Leserin, werter Leser,

als ich mit neunzehn Jahren begann, Beltaine zu schreiben, glaubte ich, mit diesem Werk meinen Beitrag zur Schaffung der Einen Welt zu leisten. Fast mein halbes Leben steckt in diesen vier Bänden, mein Glaube an den keltischen Weg verbunden mit dem Wissen, dass es der Mensch allein ist, der entscheidet, ob er glücklich ist oder nicht, auf den Wegen, die ihm die Götter eröffnen. Eigentlich wollte ich Beltaine den Menschen als mein Vermächtnis hinterlassen und mich dann in die Wälder zurückziehen, in meine Eine Welt. Aber wie soll aus diesen tausend Welten Eine werden, wenn ich mich nicht auf die anderen Wesen, Seelen, Leben und Welten einlasse und sie respektiere, sie ergänze, erweitere und auch mich vervollständige. Wer für Menschen schreibt, muß sich auch unter sie begeben und sein geschriebenes Wort leben, damit sie erkennen, dass es lebbar ist.

Denn die Eine Welt kann nur lebendig werden, wenn wir ihre lebendigen Bausteine sind, der Tempel der Weltenseele, jeder ein Mosaikstein, der paßt, gleich welche Farbe, welche Form er für sich wählt.

Nur gemeinsam können wir eine friedvolle und eine liebevolle Eine Welt leben. Beltaine ist der keltische Schlüssel für eine Tür auf der Freiheit steht, die Freiheit des eigenen Seins und der des Anderen. Es ist ein Schlüssel, eine Möglichkeit.

In einer Welt, in der es kein richtig und kein falsch gibt, ist es Beltaine, das erweitern soll, das zeigen soll, dass es möglich ist, die Eine Welt, in der alle Welten im Gleichgewicht tanzen, zu vereinen.

In den lichten Wäldern habe ich den Worten Goleudydds gelauscht, hörte ich die goldenen Gesänge der Bäume und die Erzählungen des Tierreichs. In silbernen Mondnächten tanzte ich mit den meinen über lebende Wiesen und wurde selbst Teil davon, ein Teil des Teils, der alles ist!

Komm, gib mir deine Hand und spring in das Abenteuer, das du selber bist.

Ich bin hier und ich warte auf dich,

chrismegan





Der Geis



Der Geis

Heftig prasselte der Regen auf das Dach der Hütte. Tropfen fielen durch den Abzug zischend und knisternd in das Feuer. Dennoch wollte es drinnen nicht warm werden. Draußen heulte der Wind wie ein hungriger Wolf. Doch die zwei Frauen in der Hütte waren viel zu sehr damit beschäftigt, sich um eine Dritte zu kümmern, als dass sie es bemerkten.

Schmerzvoll krümmte sich die Hochschwangere. Ihr langes dunkelbraunes Haar war getränkt von Schweiß. Blut rann ihren Beinen entlang. Immer wieder gab ihr die Hebamme einen Sud, der die Wehen verstärken sollte. Aber ihr Kind schien sich nicht von ihr lösen zu wollen, um in sein verheißungsvolles Leben zu gleiten. Schon die ganze Nacht glaubten die Frauen, dass der Zeitpunkt endlich gekommen war. Draußen lagerten die letzten Verbündeten ihres ehemaligen Königs, um den Säugling gleich nach seiner Geburt an einen sicheren Ort zu bringen. Nur so bestand eine geringe Hoffnung, dass er überlebte.

Sáile, seine Mutter, hatte noch nie solchen Schmerzen standhalten müssen. Sie glaubte, innerlich schier zu zerreißen. Wäre doch nur der Vater des Kindes hier. Er hätte sie teilhaben lassen an seiner Ruhe und Kraft. Aber er hatte sie im Stich gelassen. Wichtiger war ihm seine Ehre als das Kind, in dessen Adern doch auch sein Blut floß. Immer wieder durchströmte sie der Schmerz. Bilder von Fionn, ihrem Geliebten, und ihr tauchten vor ihrem inneren Auge auf und verblassten wieder. Sie hatte ihn geliebt, den alten Mann. Zuletzt hatte sie ihn wirklich geliebt. Als Sáile merkte, dass sie schwanger war, konnte sie es fast nicht glauben. Fionn war weit über die besten Jahre eines Mannes hinaus.

Tiné, ihre Zofe, tupfte ihr die Stirn. Sie war die erste, die der mächtige Unterkönig Fionn mac Cumhail in ihren Dienst stellte. Sicherlich würde Sáile nie mehr als die Geliebte des Königs sein, aber das genügte ihr auch, damals. Hechelnd ging ihr Atem, als das kleine Köpfchen endlich zwischen ihren Beinen zum Vorschein kam. Fast nahm ihr der Schmerz den Atem.

Die Hebamme versuchte, dem winzigen Körperchen zu helfen. Noch einmal durchzog die Gebärende der Schmerz, dann glitt das Kind in die Arme der Amme. Erleichterung und Freude legten sich auf die Seele der Mutter.

Die Frau durchschnitt die Nabelschnur des Säuglings und badete ihn vorsichtig in warmem Wasser.

Erschöpft streckte Sáile die Arme aus.

„Amme, gebt mir meinen Sohn!“

Doch diese hielt das Kind fest in ein Wolltuch gewickelt.

„Herrin, verzeiht, aber ihr wißt, dass ich das nicht darf. Es würde den Abschied nur noch schwerer machen.“

„Gebt mir mein Kind. Ich habe es geboren, und ich will es im Arm halten, bitte!“

Die Hebamme wechselte einen Blick mit Tiné und gab dieser den Jungen.

Vorsichtig legte sie den Sohn in die Arme seiner Mutter.

„Sei willkommen, Solasard, Sohn des mächtigen Fionn. Die Große Mutter möge dich allzeit beschützen und ihren Mantel der Liebe um dich hüllen.“

Drängelnd stand die Amme neben ihr.

„Herrin, ich bitte euch, wir vertun wertvolle Zeit. Wenn ihr wollt, dass euer Sohn lebt, gebt ihn mir. Er wird zwar nie König werden, aber er wird leben.“

Stolz richtete sich die Mutter von ihrem Lager auf.

„Er wird nie König werden? Woher willst du das wissen? Laß mich allein mit meinem Sohn und meiner Zofe. Bitte, nur für einen kleinen Augenblick, dann will ich ihn dir gerne überlassen.“

Mißtrauisch blickte die Amme in die Augen der Mutter und ging hinaus. Sáile sammelte sich, nahm alle ihre letzte Kraft zusammen und sagte:

„Hör mir zu, Tiné! Hör gut zu! Denn du wirst die einzige Zeugin sein. Du, ich und er. Eine von uns wird ihn erinnern müssen, wenn seine Zeit gekommen ist. Eine von uns beiden.“

Erschrocken sah das Mädchen ihre Herrin an.

„Nein, nein! Das ist doch nicht möglich. Sagt mir, dass ihr das nicht tun werdet! Sagt es mir! Nicht das, was ich glaube. Keinen Geís! Herrin, bitte, ich flehe euch an, im Namen eures Sohnes!“

Wie ein Zauberbann hing ein Geís über dem damit Behafteten und durch nichts vermochte sich dieser ihm zu entziehen. Es gab nur zwei Wege: entweder seine Erfüllung oder den Tod. Das ganze Leben eines Menschen konnte es in Anspruch nehmen, diesen Spruch zu erfüllen.

Manche Gessa waren Gebote oder Verbote, andere wiederum verlangten das Lösen schier unüberwindlicher Aufgaben. Allen aber war gemein, dass sie befolgt werden mußten. Zu versuchen einem Geís zu entgehen, hieß seinem Schicksal entgegenschreiten. Kein Weg führte an ihm vorbei, keine Brücke über ihn hinweg.

Behutsam legte Sáile ihre Hand auf den kleinen, unschuldigen Körper und sprach die magischen Worte mit fester Stimme.

„Höre, mein Sohn, höre tapferer Solasard mac Annir, denn dies wird fortan dein Name sein. Nicht eher wirst du dir ein Weib suchen und sie ehelichen, bis du das Blaue Schwert deines Vaters gefunden und an seinen rechtmäßigen Platz gebracht hast. Erst dann soll es dir gewährt sein, in Frieden zu leben.“

Die Mutter zeichnete die Lebensspirale auf die Stirn ihres Kindes und gab es ihrer leichenblassen Zofe. Dann brach sie erschöpft zusammen.

Starr vor Schreck stand Tiné noch immer im Raum, als die Amme wieder eintrat und ihr den Säugling abnahm.

Mit Sáiles Sohn auf dem Arm ging sie hinaus.

Dort hörte die junge Mutter laute Männerstimmen und das Schnauben vieler Pferde. Aber all das war Sáile nun gleichgültig. Ihr Sohn war in Sicherheit. Sie hoffte nur, dass er eines Tages diesen Geís erfüllte. Wenn sie wieder ganz genesen war, würde sie sich auf die Suche nach ihrem Kind machen.

Diese Verrückten glaubten doch nicht wirklich, dass Sáile ihn so im Stich lassen würde, so wie es sein Vater mit ihr getan hatte.

Wenn ihr Sohn schon keinen Vater haben sollte, dann doch wenigstens eine Mutter. Sie würde ihm dann schon erzählen, wer sein Vater, und wo Solasards rechtmäßiger Platz war.

Ein Leben auf der Flucht war ihr Lebensgeschenk an den Sohn. Aber ihr war keine andere Wahl geblieben. Der neue Hochkönig, Broc mac Cíocras, haßte Fionn und trachtete ihm nach dem Leben, vor allem aber seinen Nachkommen.

Dabei hatte alles so schön begonnen, damals auf Almuin, Fionns weißer Burg.

Sie hatte gern in der Weißen Burg gelebt. Ein Niemand war sie gewesen, eine Sklavin, bis zu jenem Abend, an dem der Herr der Burg ihre weiblichen Vorzüge entdeckte. Sie war zwar groß gewachsen und schmal, aber sie hatte schöne Brüste und ihr Unterleib verhiieß einem Mann unendliche Freuden; und Sáile war schlau.

Sie wollte nicht nur der Tau einer Nacht sein, sie wollte der Brunnen seiner Begierde werden.

Nachdem Fionn Grainne, die er begehrte, nicht heiraten konnte, sondern mit deren jüngeren Schwester Ailbhe Vorlieb nehmen mußte, schwor er sich, diese nie anzurühren.

Der Einfall seines Sohnes, nach dem Tod seiner ersten Frau Maghnis, Grainne zu heiraten und alles, was darauf folgte, war die Ausgeburd von Wahnsinn. Nie hätte er Diarmaid, seinen Freund und besten Mann, verloren, diese Schuld auf seine Schultern geladen, wäre er allein geblieben.

Auch Sáile mochte ihre Herrin nicht. Wollte die verschmähte Frau doch allen am Hofe beweisen, dass der König sie doch liebte.

Aber so wurde die Magd Sáile zur Herzkönigin Fionns. Jetzt wurde sie bedient, ihr Wort galt nun etwas. Natürlich wurde sie nur Hofdame, aber sie hatte eine Zofe, Tiné, die ihr treu ergeben war. Schön war die Zeit auf Almuin. Aber dann verließ Fionn die weiße Burg, um das Blaue Schwert zu suchen.

Das Blaue Schwert.

Das sollte seiner gepeinigten Seele, seinem Gewissen Linderung verschaffen. Und tatsächlich, nachdem er es gefunden hatte, wurde er ganz irr im Kopf.

Die Götter mußten ihm ihren Segen entzogen haben. Männer! Wer weiß, wie nah er und dieser Diarmaid sich wirklich gestanden hatten. Jedes Weib wußte, was über die Fianna erzählt wurde. Das war ja auch kein Wunder.

Ja, die Fianna jener Kampfverband treuer Krieger, die sich einzig ihrem Volk und ihrer Heimat verpflichtet fühlten. Daran hatten sie sich gebunden mit Herz und Hand. All die Jahre der Ausbildung, in denen sie vorangetrieben und geschunden wurden, um diese einmalige Einheit zu bilden. Unabhängig von König und Krone, Untertan und Diener nur ihrem Land. Sie bildeten den Schutzwall gegen Feinde von Außen und Innen. Fionn hatte sie ausgewählt und nach seinem Bild geformt. Straßenräuber waren sie gewesen, Landstreicher und Diebe. Aber der gerissene mac Cumhail hatte sie alle unter seinem Banner vereinigt und aus ihnen die ersten Ritter geschmiedet. Er hatte ihnen Wissen gegeben, hatte sie ausbilden lassen, Kopf und Hand, und so ihre Herzen gewonnen. Am Ende des Weges war sie unschlagbar geworden und zu Feinden jeden Königs, der nicht im Sinne und zum Wohle seines Volkes herrschte.

Von Kindesbeinen an wurden die Söhne einer jeden Familie dazu erzogen, richtige Männer zu sein. Sehr früh schon lernten sie, Waffen zu tragen und damit umzugehen. Der Kampf war der Platz der Bewährung und andere Krieger der einzig passende Umgang für einen Mann, die einzige Richtung, nach der es sich auszurichten galt, wenn er etwas werden wollte.

Wie sollten sie da nicht Anerkennung und Liebe füreinander empfinden. Wie sollte ein Gefährte nicht den lieben, in dessen Händen vielleicht eines Tages sein eigenes Leben liegen könnte?

Wie der Wagenfahrer, der seine Speere in die feindlichen Linien warf, seinem Wagenlenker nicht zugetan sein? Wochen- gar monatelang waren sie gemeinsam unterwegs. Sie ritten zusammen, sie kämpften zusammen, sie aßen zusammen, und warum sollten sie dann nicht auch zusammenliegen.

Sáile verstand sehr wohl, warum die schönsten, höflichsten und anständigsten Männer Erius bei den Fianna zu finden waren.

Der Göttin sei Dank benutzten einige dieser Helden auch die Vordertür und nicht nur den Hinterausgang, sonst wären ihre Nächte ohne Fionn gar zu einsam gewesen.

Schöne Männer waren sie gewesen, kein Fett war an ihren Leibern, ihre Zöpfe immer ordentlich geflochten, ihre Kleidung immer sauber. Herrlich waren sie anzusehen, wenn sie auf ihren stolzen Rössern aus der Burg galoppierten, wie junge Götter, die ihr Schicksal suchten. Wenn sie von ihren Ausritten zurückkamen, umwehte sie wie ein Wohlgeruch der Schweiß der Pferde, der sich mit ihrem eigenen vermischte. Ein Duft, der die Frauen vor Verlangen schwach werden ließ.

Sáile haßte sich dafür, dass sie geglaubt hatte, der alte Mann würde sie zu seiner Frau machen, wenn sie ihm einen Sohn gebären würde. Alles hatte sie dafür getan, dass sie einen männlichen Nachkommen unter ihrem Herzen trug.

Aber er wartete nicht einmal die Geburt seines Sohnes ab. So oft hatte er ihr nachts, wenn er wieder einmal nicht schlafen konnte, von seinem Freund Diarmaid erzählt. Von seinem Mord an ihm, von Grainne.

Zu oft hatte sie die Tränen des törichten Narren mit ihrem dunklen Haar auffangen müssen. Sie hätte wissen müssen, dass er eines Tages davonlaufen würde.

Aber dann kam Broc mac Cíocras an die Macht. Ein Hochkönig, der nicht bereit war, Fionn seine Machtstellung als Anführer der Fianna und Unterkönig zu lassen. Broc wollte die alleinige Macht über alles; das Heer, die Unterkönige, die Königliche Garde und auch die Fianna. Zu mächtig waren sie ihm geworden, deshalb befahl er, die Gemeinschaft aufzulösen.

Jetzt stand Sáile nicht mehr in der Gunst eines Königs. Jetzt war sie wieder ein Niemand, aber ein schwangerer Niemand. Schwanger von Fionn mac Cumhail, dem Unterkönig und Stammesführer des mächtigen Clans der Basna.

Die Fianna, die einzigen, die ihr noch ergeben waren und sehnsüchtig auf die Rückkehr Fionns warteten, wurden aufgelöst und gute volkstreue Leute durch Männer Brocs ersetzt.

Söldner, die ihr Kind, die Sáile töten sollten.

Aber jetzt war ihr Kind unterwegs an einen sicheren Ort. Auch Tiné würde sie verlassen. Sie hatte nur noch bis zur Geburt gewartet.

Ihr zukünftiger Mann wartete bereits im Westen der Insel, in Inis-Diomain, auf sie. Er war cenn-fine, das Oberhaupt eines kleinen Clans. An seiner Seite würde die Zofe jetzt die Geschicke ihrer eigenen Familie leiten.

Zwei Wochen noch blieb die junge Frau bei ihrer Herrin. Dann verabschiedete sie sich und machte sich auf in den Westen, wo ihre Zukunft lag.

Sáile blieb zurück, allein und verzweifelt. Alles, was ihr etwas bedeutet hatte, war vergangen oder verloren.

Nur einmal noch kehrte sie auf die weiße Burg zurück. Aus Fionns Kammer holte sie sein altes Schwert und brachte es an einen sicheren Ort an den Ufern des Flusses Siona. Von dort würde sie es holen, wenn sie ihren Sohn wieder gefunden hatte. Dann würde sie es ihm geben, damit es ihn beschützte auf seinem gefahrenvollen Weg zur Erfüllung seines Gessa.

Auf der Burg schloß sich ihr eine junge Frau an, die in den Diensten von Fionns Gemahlin stand. Gealán, so ihre Name, war es leid, den Launen der hochmütigen Frau ausgesetzt zu sein und hatte beschlossen, die Burg zu verlassen, um sich eine neue Herrin zu suchen. Gealán war von zierlicher, für eine Frau fast zu schmaler, hochgewachsener Gestalt. So schloß sie sich Sáile an und gemeinsam machten sie sich auf, Solasard zu suchen.

Es war nicht immer einfach mit Sáile unterwegs zu sein. Oft schoß sie über das Ziel hinaus, verausgabte sich völlig und wurde doch wieder und wieder enttäuscht.

Fast hätte Gealán sie auch noch verlassen. Aber die junge Frau war ihrer neuen Herrin treu ergeben und dankbar, dass sie sie einfach mitgenommen hatte.

So zogen sie über die Insel. Tag für Tag, Jahr um Jahr.

Das Kind aber blieb wie vom Erdboden verschluckt.



Amhrán



Der Hirsch

Amhrán war berauscht von dem Gedanken ein Kind der Göttin zu sein. Lustvoll schrubkte sie den Felsen und summte leise vor sich hin. Eine Welle der Freude trieb sie fort. Fort von sich selbst in eine Andere Welt.

Sie war ein Kind der Göttin. Stolz erfüllte ihr Herz über diese Gnade. Sie suhlte sich in dem Anders-Sein. Ihr Hals wurde länger und ihr Kopf erhob sich hoch über sie selbst.

Und dann fiel es ihr auf. Die Bürste in ihrer Hand verwandelte sich nicht in einen Igel, der freiwillig die Höhle für sie schrubkte und das Wasser verwandelte sich auch nicht in Gold.

Es war ihre Aufgabe, diesen Boden zu schrubben, und es war ihr Rücken, der vom Bücken weh tat.

Ein Kind der Göttin zu sein, bedeutete nicht eine Göttin zu sein. Es brachte sie näher zur Göttin, weil ihr Segen auf ihr lag, aber es brachte sie dadurch auch weiter fort von den Menschen. So glaubte sie.

Amhrán erinnerte sich an die Worte, die Rhiannon gesagt hatte:

Es ist nicht der Dienst an der Göttin, der mir schwerfällt, es ist der Dienst an den Menschen.

Wie würde das sein, wenn sie erst als Hochdruidin hinter dem Thron Solasards stand, um ihren Göttern und ihrem Volk zu dienen?

Amhrán tauchte die Bürste in das kalte Wasser. Und sie wäre nicht nur Hochdruidin, sie wäre auch die Hochkönigin, die Mutter ihrer Kinder, die Mutter ihres Volkes und sie war der Stern der Liebe an Misnéachards Himmel.

Wie sollte sie all diese Leben auseinanderhalten, trennen, leben?

All das würde sie auffressen, wenn sie nicht vorsichtig war.

Amhrán fühlte sich, als stürze eine Wand auf sie ein. Sie zählte noch keine siebzehn Sommer und sollte diese ganze Last alleine tragen?

Sicher, die meisten Frauen in ihrem Alter waren schon verheiratet und hatten vielleicht schon zwei Kinder, die sie großzogen und vielleicht noch einige Ziehkinder.

Sie fragte sich wieder, wie groß der Unterschied zwischen ihrem Volk und ihrer Familie war. Schließlich gehörte sie zu ihnen und ihr Blut floß auch in den Adern der jungen Frau.

Alaya betrat die Höhle und sprach sie an:

„Amhrán, woran denkst du? So wirst du bestimmt nicht fertig. Woran denkst du, Priesterin, Tochter der Göttin?“

Amhrán musterte die Alte Bärin mißtrauisch. War das Spott in ihrer Stimme? Amhrán war gespannt und aufmerksam wie eine Katze vor dem Sprung.

„An mich. Ich denke über die Rollen nach, die ich zu spielen haben werde, wenn ich deine Höhle verlasse, um meinen Dienst an der Großen Mutter anzutreten.“

Ich denke, wie ich all die Leben, die da so friedlich nebeneinander liegen, leben soll, wie ich jedem einzelnen davon gerecht werden kann.“

Die Alte lächelte geheimnisvoll.

„Warum bist du hier, in diesem Augenblick? Was bist du jetzt? Was tust du? Schenke deiner Aufgabe Beachtung und du wirst die Lösung deiner Fragen finden.“

Danach ging sie wieder hinaus und überließ Amhrán ihrer Arbeit.

Nachdenklich blickte die ihr nach. Ja, der Boden, deshalb war sie hier, jetzt. Tatsächlich konnte er nicht von ihren Gedanken geschrubbt werden, sondern nur von der Kraft ihrer Arme.

Lustlos machte sie sich wieder ans Werk. Nun gut, alles ging vorüber. Aber wenn sie weiter so vor sich hinschrubbte, käme sie auf keinen grünen Zweig.

Überhaupt hatte sie doch gestern erst die ganze Höhle geschrubbt.

Als sie Alaya gefragt hatte, warum sie diese denn noch einmal schrubben sollte, hatte sie gesagt:

„Erinnere dich an meine Worte von gestern und denke darüber nach.“

Gestern hatte sie gesagt, sie habe die Höhle nicht geschrubbt, dabei hatte sie ihr doch dabei zugesehen.

Vielleicht hatte sie sie ja nicht sauber genug gereinigt.

Amhrán beschloß, nicht weiter darüber nachzudenken, sondern sich schöneren Gedanken zu widmen.

Es dauerte wieder einen ganzen Tag, bis sie fertig wurde.

Erschöpft ging sie früh am Abend schlafen. Dieses Mal störte sie sich nicht daran, dass Alaya durch einen Spalt in dem Felsen verschwand.

Am nächsten Morgen weckte die Alte Bärin sie wieder zwei Stunden vor Sonnenaufgang. Gemeinsam beteten sie vor dem heiligen Feuer.

Nachdem sie einen warmen Kräutertrank getrunken hatten, fragte Amhrán neugierig Alaya:

„Und was werde ich heute tun? Es wäre schön, wenn ich noch etwas anderes auf Tara nachweisen könnte, als vorzüglich Böden schrubben zu können. Ich hoffe doch, dass ich heute etwas anderes zu tun bekomme.“

„Da hast du recht, wenigstens zum größten Teil, Amhrán.“

Heute wirst du ausruhen von der harten Arbeit der letzten beiden Tage. Denn du solltest doch zumindest die Möglichkeit erhalten, darüber nachdenken zu dürfen, warum du als nächstes noch einmal den Boden schrubben darfst. Und ich gebe dir dafür nicht nur einen Tag, sondern drei ganze Tage. Und ich möchte, dass du sehr sorgsam darüber nachdenkst. Deshalb werde ich dich an einen Ort bringen, wo dich wirklich nichts und niemand von deinen Gedanken ablenken kann.“

Amhráns Mund stand vor Staunen sperrangelweit offen. Verständnislos und erzürnt fragte sie:

„Was soll das? Ich dachte, ich soll hier zur Hochdruidin ausgebildet werden und nicht zu einer Magd.“

Ich habe jetzt gelernt, dass eine Hochkönigin eine Magd zu schätzen wissen muß, aber ich bin keine. Ich habe jetzt zweimal diesen Boden gescheuert. Meine Knie schmerzen, mein Rücken tut weh. Wann werde ich meine erste, richtige Lehrstunde bekommen, Alaya?“

Die Alte Bärin musterte sie kalt und erwiderte:

„Du erhältst sie gerade in diesem Augenblick, meine Liebe. Komm jetzt und folge mir nach. Es ist nicht meine Schuld, dass du dir die Knie wundgescheuert hast. Es ist deine. Vielleicht denkst du nach warum. Du wirst genug Zeit haben, in den nächsten drei Tagen. Komm jetzt!“

Die Alte Bärin nahm eine Fackel von der Wand und ging in die Felsspalte hinein.

Amhrán folgte ihr nur widerwillig.

Die Flamme beleuchtete schwarzes Gestein, das feucht schimmerte. Der Weg zu ihren Füßen war sandig. Über ihr war nur der Berg. Spitze Kanten ragten in den Weg, als habe sich der Berg gerade vor ihr geteilt. Es roch nach Stein und noch etwas, das sie nicht kannte, aber es machte ihr Angst.

Sie waren lange unterwegs. Immer wieder tauchten neue Felsspalten auf, in die sie einbogen. Der ganze Berg schien von zahlreichen dieser natürlichen Tunnel durchzogen zu sein.

Immer tiefer gelangten sie in den Berg. Amhrán schwitzte. Mit jedem Schritt schien es wärmer zu werden. Dann hielt die Alte Bärin an und drückte ihr die Fackel in die Hand.

„Wir sind fast da. Hier hast du das Licht, Amhrán. Wenn du noch einige Schritte gradeaus gehst, wirst du in ein Höhle kommen. Ich hole dich dann in drei Tagen wieder ab.“

Die junge Frau hatte das Gefühl, etwas falsch zu verstehen.

„Ich soll wirklich drei Tage in dieser Höhe hocken und darüber nachdenken, warum ich den Boden noch einmal scheuern soll? Das ist nicht dein Ernst? Ich denke, wir sollten jetzt wieder umkehren. Du hast mich gut erschreckt. Außerdem haben wir nichts zu essen dabei, und du keine Fackel für den Rückweg.“

Alaya betrachtete sie aufmerksam.

„Amhrán, es ist mein Ernst. Du wirst jetzt in diese Höhle gehen. Alles, was du brauchst, wirst du dort finden. Und ich brauche auch keine Fackel für den Rückweg. Das Dunkel ist für mich so klar wie das hellste Licht.

Ich werde jetzt gehen.

Aber ich habe noch ein Rätsel für dich, das du vielleicht lösen kannst, während du hier unten dir selbst überlassen bist.

Und laß dir gesagt sein, dass es besser ist, in der Höhle zu bleiben, als umherzuirren und den Weg ganz zu verlieren. Dein Körper ist noch nicht so weit, dass er dich hinausführen kann.

Nun das Rätsel:

Wer bin ich?

Ich berühre die Erde und den Himmel, bin Jäger und Gejagter, tot und doch lebendig.

Ich bin der zeugende Tod.

Ich bin Eber, Adler, Lachs und ich bin du.

Ich bin tot und erwachse daraus, bis ich wieder sterbe, um wieder geboren zu werden.

Sieben Enden trage ich, Anfang und Ende bin ich.

Ich bin der König und sein Ende. Ich bin du.

Wer bin ich?

Ich werde dich holen, wenn du die Lösung des Rätsels gefunden hast, in dir.“

Amhrán sagte:

„In drei Tagen, ich weiß.

Woher weiß ich, wann du kommst?“

Alaya erwiderte ihr:

„Du weißt es, wenn du weißt, wer du bist.“

Dann gab ihr die Alte Bäarin die Fackel, drehte sich um und ging in die Dunkelheit davon.

Amhrán ging weiter und gelangte nach wenigen Schritten in eine dunkle Höhle, die in der Mitte von einem kleinen Rinnsal geteilt wurde. Auf einer leichten Anhöhe lag eine Decke. Die Höhle war groß und über der jungen Frau schloß sich eine Kuppel aus schwarzem Stein. Es war nicht kalt hier, und es herrschte eine Stille, die ihr unheimlich war.

Nirgends war etwas Eßbares zu finden, aber es würde ihr auch nichts ausmachen, drei Tage zu fasten.

Amhrán kletterte auf die Anhöhe und setzte sich auf die Decke. Dann fiel es ihr auf. Sie hatte nur diese Fackel hier, eine Fackel, die nur allzu bald erlöschen würde.

Ein Zustand des Nicht-Be-Greifens nahm sie in Besitz. Amhrán konnte sich nicht rühren, wie erstarrt war sie.

Tränen schossen aus ihren Augen und ihr Herz raste.

Ihre Augen suchten einen Ausweg.

Sie würde den Rückweg niemals alleine finden. Alaya hatte recht. Sie war gefangen im Bauch der Mutter Erde, ausgeliefert, lebendig begraben.

Ihr Kopf arbeitete, erfaßte die Lage und suchte verzweifelt einen Weg. Aber es gab keinen, außer sich dieser Angst, diesem Zustand auszuliefern.

Und langsam, ganz langsam und nur allzu bewußt für Amhrán erlosch das Licht.

Erst raste ihr Herz, doch dann war Amhrán ganz ruhig.

Die junge Frau wickelte sich in die Decke, die nach Stein roch.

Nicht zu glauben, all das, und sie fragte sich jetzt, warum sie diesen verfluchten Boden noch einmal scheuern sollte. Sie hatte Hunger und Durst, und sie hatte Angst, auch noch die Sicherheit dieser Decke zu verlieren. Regungslos blieb sie liegen. Amhrán lauschte nach außen, nach innen. Sie hörte nichts.

Laut begann sie mit sich selbst zu sprechen.

„Und jetzt, Amhrán, Heldin deiner schlaflosen Nächte, was machst du nun?“

Sie fand keine Antwort und auch der Berg schwieg.

Amhrán dachte an Misnéachard und dass sie ihn jetzt gerne neben sich hätte.

Sie erinnerte sich an die Sanftheit seines Kusses, die Sicherheit, die sie verspürt hatte, als sie mit ihm unter seinem Mantel am Feuer saß.

Sie lauschte seiner Stimme in ihrem Herzen, fühlte noch einmal seine Berührung auf ihrer Haut.

Amhrán berührte sich selbst, streichelte sich, schmeckte das Salz auf ihrer Hand, hielt sich fest und gab sich ganz sich selber hin.

Sie badete in ihrer Liebe zu sich selbst, zu ihrem Körper, der Teil ihrer Seele war.

Ihr Körper gab ihrer Seele ein Antlitz. Ein Gesicht, das nach außen und innen blickte.

Ihr Gesicht, das die Spuren ihres Lebens zeigte.

Wie ein Haus die Seele des Menschen annimmt, so nimmt der Körper seine Seele an und drückt sie aus. Unser Gesicht ist der äußere Spiegel unserer Seele. Seele und Körper, beide sind klar und lassen sich nicht belügen.

Der Körper ist das Heim der Seele im Universum und der Körper ist in der Seele, die uns ganz durchdringt. Ein Licht, das uns erhellt.

Eine Erkenntnis, die aus der Tiefe ihrer Seele in die Gedanken Amhráns stieg.

Die Augen, eine Tür nach außen. Nie wird das, was wir sehen, anders in uns sein als in unseren Gefühlen und Gedanken. Das Auge trennt und vereint uns von und mit der Umwelt.

Mit einem Blick holen wir ganze Welten in uns. Alles, was wir ansehen wird Teil von uns und so werden wir ein Teil des Teils, der alles ist, wenn wir achtsam sind.

Wir sind wie wir die Welt betrachten, furchtsam oder achtsam, schüchtern oder neugierig, klar oder verspielt, minderwertig, gierig oder neidisch, urteilend oder gleichgültig oder frei. Oder liebend.

Amhrán betrachtete ihren Körper von innen und außen. Sie sah sich auf diesem Felsen liegen, in ihren Armen. Innen und außen eins.

Sie roch sich selbst, ihren Schweiß. Ihre Nase ein Drittes Auge, ein Tagebuch der Erinnerungen. Worte entsprangen ihren Lippen, ohne dass sie wußte, woher sie kamen.

Am Anfang war sie, der Atem, das Leben. Einatmen.

Kein Gedanke ist möglich ohne die Luft, den Wind des Lebens, und jeder Atemzug ist ein Spiegel der Welt, in der wir uns gerade befinden, bis zum letzten Ausatmen.

Das Atmen ist der Pfad, auf dem die Seele wieder in den Körper einkehrt nach ihren vielen Reisen.

Jeder Duft ist eine Erinnerung, die wir nie mehr verlieren. Selbst wenn die Rose längst verwelkt ist, können wir uns noch an ihren Duft erinnern, der uns trunken macht. Erinnerungen sind der Atem unserer Seele.

Immer mehr erkannte Amhrán in ihrer Stimme die ihrer Mutter, der Mutter. Sie war erfüllt von ihr, mußte diese Worte über ihre Lippen fließen lassen, wie ein Quell der Erkenntnis.

Unser Geist ist es, der Gedanken schöpft und sie in Worte wandelt, in Sprache, die uns einander mitteilen läßt, was wir wahrnehmen und empfinden.

Wir sprechen viele Sprachen, mischen, was nicht zueinander gehört und verlernen dabei die klare, offene und ehrliche Sprache unseres Herzens.

Schnell und schnellebiger wird die Sprache und die Zunge verliert dabei nicht nur ihre Brücke zum Herzen, sondern auch zum guten Geschmack.

Worte sind das, was aus uns ausströmt, wie aber soll es gehaltvoll sein, wenn das, was wir aufnehmen, Körper und Seele mehr vergiftet als heilt, mehr verdirbt als reinigt.

Wir schaffen unseren eigenen Körper, unsere Welt, und wir sind es, die entscheiden, welche Mittel wir dazu nutzen.

Wie wollen wir wahre Worte sprechen, wenn wir unseren Körper belügen und betrügen. Wir reden wie wir essen und so leben wir dann auch.

Selbst wenn wir schweigen, versuchen wir doch nur den Schrei unserer Seele zu verleugnen.

Still sein in sich selbst bedeutet loszulassen, sich auf die Suche machen, still sein bedeutet lauschen, achtsam sein.

Alle guten Geräusche sind in Stille gehüllt.

Der erste Laut, den ein Mensch hört, ist das Schlagen des Herzens seiner Mutter. Ein Ton und Stille, die Angst allein zu sein, getrennt und dann der Trost des nächsten Herzschlages.

Das Lied der ersten liebenden Verbindung, ein Lied, das wir für den Rest unseres Lebens suchen, den Weg des Eins-sein, der Verschmelzung. Erst dann hören wir die Worte.

Die Stimme verbindet die Welten zweier Menschen und Schweigen, Taubheit, bedeutet in sich selbst gefangen zu sein.

Lauschen befreit uns, doch unachtsames Hören macht uns taub.

Leise verklang die Stimme. Ihre Worte hallten weiter in Amhráns Herz. Sie verharrte in der Geborgenheit, die sie sich selber schenkte.

Still lauschte Amhrán in das Dunkel, öffnete sich ihm, machte sich weit.

Sie füllte den Raum aus und fühlte ihn auf ihrer Haut, spürte das Bizzeln jeden noch so kleinen Härchens, das sich aufrichtete, um alles wahrzunehmen. Amhrán lauschte den Geschichten, die er ihr erzählte. Sie streckte ihre Hand nach der Welt aus und fand sie auf ihrer Haut.

Sie las in sich selbst, löste die Grenze auf zwischen der inneren und äußeren Welt.

Berührung ist Begegnung mit sich selbst, mit anderen.

Glück berührt uns und Leid, Schmerz und Zärtlichkeit durchdringen unsere Wirklichkeit, formen unsere Welt. Unsere Gefühle schaffen eine Welt zwischen dem Kopf und dem Herzen, eine Welt des Einlassens.

Sie bringt uns unseren tierischen Ahnen näher. Sie macht uns freier.

Wir sind die Geschwister aller Tiere, ihr Leben ist ein einfaches Da-Sein.

Ein Schwan berührt die Erde, spürt den Wind unter seinen Flügeln, wird von den Wellen des Wassers getragen und in seiner Seele brennt das Wissen der Mutter Erde. Er lebt und weiß nichts von Göttern und Gesetzen, von Wissenden und Weisen, er ist.

Die Stille der Landschaft ist in seiner Seele und spiegelt sich in seinem Schweigen.

Amhrán hielt sich im Arm, sie gab sich ganz sich selbst hin, glitt in ihr Herz, dort wo ihre Liebe wohnte.

Sie tollte mit Solasard auf den Klippen umher. Erinnernte sich an die langen Spaziergänge mit Goleudydd, den Schmiedehammer des Vaters und sein Lied, Carraig und Tiné.

Amhrán dachte an Madhra und seinen Auftritt am Tag als ihre Hochzeit stattfinden sollte, an Rhiannon und Scathcrobh, ihre Begleiter und Lehrmeister. Sie fühlte die Liebe Misnéachards, lächelte.

Blinde Menschen hatten einst zu ihr gesagt:

Du bist immer allein, dein ganzes Leben lang.

Zweifellos hatten sie damit recht, denn in ihren wissenden Augen konnten nie zwei Dinge zur gleichen Zeit an einem Ort sein.

Hatten sie jemals die Schatztruhe ihrer Seele geöffnet, hatten sie jemals geliebt, liebten sie nicht, wurden sie nie geliebt?

Amhrán umarmte die Welt in ihrem Herzen.

Sie war nicht allein, denn sie wurde geliebt. Es waren nur ihre Gedanken, die sie hier einsperrten. Es war nur eine Wirklichkeit, die sie gefangen hielt, eine von vielen. Doch die ihres Körpers verlangte nun nach Wasser, hieß sie, sich mit dieser Aufgabe auseinanderzusetzen.

Vorsichtig setzte sie sich auf. Sie erinnerte sich und vor ihrem inneren Auge erschien die Höhle. Langsam und sehr achtsam bewegte sie sich zu dem Rinnsal hin.

Ihre Hände konnten das Wasser kaum fassen, so flach lief es über den Stein.

Ungeduldig leckte sie es auf, spürte den metallischen Geschmack und den Sand, der sich mit dem Wasser vermischte.

Sie schluckte beides, bis sie das Gefühl hatte, nicht mehr durstig zu sein.

Sie schwitzte vor lauter Anstrengung. Die Hitze ließ sie nun kaum mehr atmen. So schnell es ging, zog sie ihre Kleider aus und legte sich auf die Erde. Das Wasser des Rinnsals staute sich an ihrem Körper, suchte sich seinen Weg und kühlte sie so.

Losgelöst lag sie im Wasser der Erde. Sie benetzte ihre Lippen, drückte ihr Gesicht in kleine Pfützen, die sich gebildet hatten und trank sie leer.

Amhrán genoß die Kühle, die Geschmeidigkeit des Wassers.

Sand klebte an ihrem Leib.

Vorsichtig näherte sie sich den Wänden, die sie umgaben.

Ihre Hände zeichneten das Bild der Höhle neu in ihrem Kopf. Sie nahm jede Ecke, jede Rundung, jede Lücke auf, die sie erfassen konnte. Amhrán berührte die Wände mit ihrem Körper, drückte sich in Nischen.

Sie entdeckte diese neue Welt, die sie neugierig erforschte ganz, denn sie entdeckte sie mit ihrem eigenen Körper.

Tanzend und hüpfend sprang sie jetzt umher und spielte mit dem Gestein, berührte es, sanft und heftig, kämpfte damit oder streichelte es.

Schließlich setzte sie sich erschöpft nieder.

Ihr Herz raste, dass sie es in der Erde hören konnte, wenn sie lauschte.

Gedanken rannten in ihrem Kopf hin und her, sie dachte sie zu Ende, ließ sie laufen, bis nichts mehr in ihr war außer einem großen Lauschen.

Amhrán hörte einen Stein, der zu Boden fiel und sie war der Stein. Sie war der Fels, auf den er fiel, die Höhle, die den Felsen hielt, der Berg, der die Höhle hielt, die Welt.

Amhrán hörte das Atmen des Universums, sie hörte sein Lied und ihre Seele tanzte dazu.

Ihr Körper erhob sich, pries sich selbst, ließ sie zu Gott und Göttin werden, bis sie auf ihre Knie fiel und vor Glück weinte.

Sie weinte, bis das Glück vergangen war und all die unbeweinten Wunden wieder aufbrachen.

Ihre Tränen wuschen sie rein, schenkten ihr Mitleid und Trost, dem sie sich immer verweigert hatte und als alles Glück und Leid frei in ihr war, kam die Angst.

Amhrán lag im Schoß der Erde und sie war allein, nur sich selbst die nächste. Mißtrauen kratzte sie, Zweifel knabberte an ihr, ihr Herz raste. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie empor und wartete, dass die Decke auf sie herniederfiel. Sie zitterte am ganzen Leib.

Da hörte sie eine Stimme und die kannte sie wohl, klar und deutlich waren die Worte.

„Das Wesen der Dunkelheit ist Licht.

Ich aber bin kein Licht, keine Dunkelheit, kein Schatten. Ich bin.

Und gleich ist, was ich bin, die Frage ist, wer bist du?“

Amhrán lauschte der Stimme und etwas erinnerte sich in ihr.

Eine andere Stimme erfüllte den Raum.

„Der Mensch ohne Glauben aber gleicht einem Wanderer auf der Suche nach Wasser, der die Quelle für eine Sinnestäuschung hält und lieber stirbt, als von der erlösenden Wirklichkeit zu trinken.

Das wahre Selbst weiß, dass in seinem Inneren jeder Glaube enthalten ist.

Alles ist eins.

Du kannst dem Weg der Göttin folgen, aber dann mußt du dich ganz und gar auf sie einlassen oder du folgst Amhráns Weg, der mit diesem Leben endet.“

Amhrán schlug die Augen auf, fühlte sich und die Höhle, war klar mit sich selbst.

Wieder und wieder sagte sie sich das Rätsel vor.

„Ich berühre den Himmel und die Erde.

Sieben Enden trage, Anfang und Ende bin ich.

Ich bin der König und sein Ende.“

Damit konnte nur der König des Waldes gemeint sein, der Hirschkönig, der Hochkönig. War sie sein Anfang und sein Ende? Der Hirsch berührte den Himmel mit seinem Geweih, die Luft, die Zeit. Er ist verwachsen mit der Erde, mit dem Land, seiner Seele, der Göttin.

Sieben Enden trage ich, ich bin Anfang und Ende.

Oder war es der Jahreshirsch? Die sieben Sprossen des Geweihs waren die sieben Monate vor und nach dem Monat Beth, der das Jahr eröffnet, die Zeit. Dann wäre der Hirsch die ewige Gewähr von Tag und Nacht, die Ewigkeit.

Ich bin Jäger und Gejagter, das deutet wieder auf den Hochkönig hin, der den alten König töten muß, aber dadurch wiederum dessen Platz einnimmt, bis der nächste Hirschkönig ihn tötet. Wieder ein ewiger Kreislauf.

Tot und dennoch lebendig.

Ich bin tot und erwachse doch wieder, bis ich wieder sterbe, um wieder zu wachsen. Das ist das Geweih des Hirsches.

Das wahre Zeichen der Fruchtbarkeit, denn es hat die Form einer Schale, die darauf wartet, gefüllt zu werden und die Sprossen der sich reckenden Männlichkeit.

Ich bin der zeugende To.

Ein Hochkönig, der seinen Nachfolger zeugt, seinen Tod.

Ich bin der Eber, Lachs und ich bin du.

Da fielen ihr die Worte Emergins, des Milesiers, ein, als er das Land, die Insel Eriu in Besitz nahm.

Ich bin der Wind, der auf die See atmet,
ich bin die Woge des Ozeans,
ich bin das Murren der Wellen,
ich bin ein Hirsch von sieben Enden,
ich bin der Geier auf dem Felsen,
ich bin ein Strahl der Sonne,
ich bin die lieblichste Pflanze,
ich bin der Wilde Eber in seinem Mut,
ich bin der Lachs im Wasser,
ich bin ein See in der Ebene,
ich bin ein Wort des Wissens,
ich bin die Spitze des Speers in der Schlacht,
ich bin der Gott, der das Feuer schuf.

Jeder dieser Sätze stand für einen Monat des Jahres, und jedem Monat war eine Pflanze zugeordnet.

War das des Rätsels Lösung, dass alles ineinanderfließt, miteinander verwachsen ist?
Die Lösung war der Hirsch, das Tier, das für die Fruchtbarkeit stand, das Leben selbst.
Ich bin, das bedeutete demnach, dass Amhrán das Leben war. Alles war in ihr und sie war alles. Das Leben, die Göttin, alles.
Jetzt verstand sie, warum sie den Boden der Höhle noch einmal scheuern würde. Sanft streichelte sie über das Felsgestein.



Misnéachard



Misnéachard

Der Nachmittag ging vorüber, und noch immer hatten Amhrán und Rhiannon keinen zufriedenstellenden Platz für ihr Nachtlager gefunden. Erst als es schon begann dunkel zu werden, fanden sie abseits des Weges hinter einer Wand aus Ginsterbüschen einen guten Platz. Rund um eine kleine Freifläche standen sechs alte knorrige Eichen so eng beieinander, dass sie fast ein dichtes Dach über sich hatten. Mit einem Messer und ihrem Fangnetz hatte sich Rhiannon auf den Weg gemacht, Binsen zu sammeln, auf denen sie einigermaßen bequem liegen konnten. Amhrán legte währenddessen eine Feuerstelle an und sammelte Holz.

Nach einiger Zeit kam Rhiannon zurück. Unter dem rechten Arm hatte sie eine Garbe Binsen, mit der linken Hand schwenkte sie verheißungsvoll einen toten Hasen.

„Es war gar nicht so schwer, ihn zum Abendessen zu überreden. Ich denke, das wird ein guter Eintopf werden. Der wird uns wärmen in der Nacht. Vielleicht sollten wir uns hinter den Ginster legen. Da wird es nicht so ziehen. Meine Knochen sind leider nicht mehr die jüngsten, und wenn sie das Wort Kälte hören, werden sie von alleine steif.“

Mit Hilfe des Mädchens breitete Rhiannon die Binsen hinter dem Ginster aus und entfachte ein Feuer. Aus dicken Ästen hatte sie ein Dreibein für den Kessel gebaut. Jetzt war wieder der, wie Amhrán ihn jetzt immer nannte, Wundersack an der Reihe.

Aus seinem Inneren zauberte die Köchin einige schrumpelige Wildrüben, Nüsse, Beeren und zwei weitere Tontiegel hervor. Dann holte sie einen Wasserbeutel heraus und goß seinen Inhalt in den Kessel. Amhrán drückte sie ein Messer in die Hand, damit sie die Rüben klein schnitt. Danach knackte die Köchin die Nüsse, warf sie in das Wasser, gab einige Wacholderbeeren und ein paar Weizenkörner dazu und ließ das ganze über dem Feuer vor sich hin köcheln. Anschließend stand sie auf, band mit einem Lederband den Hasen an den Hinterläufen zusammen, hängte ihn dann an einen Ast und begann ihm das Fell abzuziehen, ihn auszunehmen und zu zerteilen. Schließlich gab sie das Fleisch in den Kessel, öffnete den ersten der beiden Tiegel und gab eine Brise Salz in die Brühe. Später öffnete sie den zweiten Tiegel und ein würziger Duft, der Hauch einer Erinnerung an Zuhause, zog an Amhrán vorüber. Auch die getrockneten Kräuter warf Rhiannon in die Brühe.

Begeistert schaute ihr Amhrán zu. Hungern mußte sie mit solch einer Köchin sicherlich nicht. Mit einem dicken Ast rührte Rhiannon, die sich vor den Kessel gesetzt hatte, das ganze um. Bald schon roch es gar köstlich, und Amhrán lief das Wasser im Munde zusammen.

Die ganze Zeit sagte Rhiannon kein Wort, sondern richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Kochkunst. Schließlich platzte es aus Amhrán heraus.

„Habe ich etwas falsch gemacht? Du bist so schweigsam.“

Freundlich blickte Rhiannon auf.

„Ich mache mir nur ein wenig Sorgen. Weißt du, es ist Samhain. Alles ist möglich in Nächten wie diesen. Das Schlimme ist, ich kenne die Elben, und glaube mir Kind, ich kenne sie gut.“

Sie haben ein Herz für die törichten Worte eines Menschenkindes. Vom Weg aus sind wir durch den Ginster abgedeckt. Menschen werden uns hier sicher nicht finden. Wahrscheinlich ist sowieso niemand außer uns so närrisch, heute unterwegs zu sein. Aber Elben.....

Sie haben die Augen eines Adlers und die Ohren eines Fuchses. Nun ja, was Sorge ich mich. Wenn der Hammer gefallen ist, weißt du, dass du der Nagel bist.“

Fast mitleidsvoll sah Amhrán die alte Frau an. Hatte sie tatsächlich Angst?

„Du mußt dich nicht fürchten. Ich bin doch bei dir. Sie werden uns sicher nichts tun. So vieles hast du mir heute und gestern erzählt. Sie müssen sehr edel sein. Tief in meinem Herzen weiß ich, dass sie nie die Hand gegen Wehrlose erheben würden. Das wäre ehrlos, und ihre Ehre muß ihnen sehr viel bedeuten.

Niemals werde ich sie fürchten. Sie sind die wahren Herren dieses Landes. Sie gaben ihm seinen Namen. Niemals werde ich sie fürchten, und du solltest es auch nicht.“

Erstaunt betrachtete Rhiannon dieses Kind, das soeben zu ihr gesprochen hatte, als wäre es selbst eine Sidhé, eine Erdhügelbewohnerin. Ob sie mehr über die Elben wußte als sie zugab? Ob sie gar mit ihnen in einem Bund stand?

Kein Mensch, den sie kannte, hatte so viel Vertrauen zu den Elben. Auch wenn sie noch so edel sein mochten, sie waren auch sehr launisch, und niemand konnte ihr Denken und Handeln vorhersehen. Mit einem kräftigen Umrühren schob sie die unangenehmen Gedanken beiseite. Mit dem Zeigefinger tauchte sie in die Brühe.

„Mmh, lecker. Ich denke, wir können essen.“

Ihre müden Glieder streckend stand sie auf und ging zum Reisesack. Aus seinem Inneren holte sie zwei kleine Holzschüsselchen und einen Schöpflöffel hervor.

„Sag, Rhiannon, wenn du alleine reist, warum hast du dann zwei Essschüsselchen dabei?“

Kaum merklich zuckte die Frau zusammen.

„Vielleicht weil mir schon öfters so verlorene Kitzel wie du über den Weg gelaufen sind.“

Um sie herum war nur noch Dunkelheit, als die zwei Frauen am Feuer saßen und die Brühe aus den fast schon leeren Schüsseln schlürften. Gerade als sie sich die Schüsseln zum zweiten Mal gefüllt hatten, erhob sich mit einem Mal ein starker Wind, der an den Ästen über ihnen rüttelte. Ein Regen von Eichenblättern fiel auf sie nieder. Sie wirbelten auf dem Boden umher. Das Feuer duckte sich unter dem Windhauch.

Verwundert blickten sich die beiden Frauen an, als sie gleichzeitig von Ferne Hufschläge vernahmen. Rhiannon stellte ihre Schüssel ab, kroch durch den Ginster und schaute auf den Weg. Schnell kehrte sie zurück.

„Du wirst es mir nicht glauben. Elben, ein ganzes Gefolge. Zu Pferde. Bestimmt zehn Mann. Laß uns das Feuer löschen und warten, bis sie vorüber sind.“

Amhrán aber erwiderte ruhig:

„Rhiannon. Sie werden nicht vorüberreiten. Du weißt das und ich weiß das. Sicherlich haben sie unser Feuer schon längst gesehen. Es zu löschen würde bedeuten, dass wir etwas zu verbergen haben. Laß uns weiteressen und hier warten. Mögen sie ruhig kommen.“ Aufgeregt zitterten die Hände Rhiannons und mit ihnen die Schüssel, die sie hielten.

„Ich verstehe nicht, wie du so ruhig sein kannst. Essen! Der Wind weht mir ständig Blätter vors Gesicht. Außerdem bekäme ich nicht mal den kleinsten Bissen runter. Du mußt verrückt sein. Willst du sie zum Essen einladen?“

Verschmitzt grinste Amhrán.

„Warum nicht?“

Dann ging alles sehr schnell. Die Hufschläge näherten sich. Der Wind legte sich genauso plötzlich, wie er auf gekommen war. Auf dem Pfad, dem Rhiannon und Amhrán zu ihrem Lager gefolgt waren, erschien ein Reiter. Rhiannon ließ erst ihre Schüssel und dann sich selbst in Ohnmacht fallen. Amhrán stellte vorsichtig ihre Schüssel ab, erhob sich, neigte vor dem Reiter das Knie und blickte unter sich. Eine freundliche Stimme drang an ihr Ohr.

„Sei mir gegrüßt, Tochter Erius, und erhebe dich.“

Amhrán tat wie geheißen, doch fast zwang sie die Schönheit des jungen Reiters wieder in die Knie. Sprachlos stand sie vor ihm. Auf einem anmutigen Pferd saß er.

Obwohl es einem Schimmel nicht unähnlich sah, waren Ohren, Schweif, Fesseln und die ellenlange Mähne fuchsrot. Wieder vernahm Amhrán diese Stimme, die sie fast willenlos machte.

„Ein schönes Tier, nicht war? Nur in Unserer Welt gibt es solche Pferde. Sein Name ist Lasair. Das bedeutet Flamme. Wenn du magst, lasse ich dich nachher darauf reiten. Doch nun möchte ich dich fragen, ob es dir unangenehm ist, wenn ich mich mit meinen Freunden ein wenig an eurem Feuer wärme.“

Besorgt blickte er zu Rhiannon hinüber

„Oh, eurer Freundin geht es wohl nicht gut?“

Bestürzt ob ihrer Unachtsamkeit sprang Amhrán zu Rhiannon hin und tätschelte die Wange ihrer Freundin, die auch gleich wieder zu sich kam. Als sie jedoch einen Blick in die Runde warf, und der Reiter auch nach mehrmaligem Reiben der Augen nicht verschwand, fiel sie wieder zurück. Zärtlich deckte Amhrán die alte Frau mit ihrem Mantel zu. Ihr war nicht mehr kalt.

„Sicherlich könnt ihr euch an unserem Feuer aufwärmen. Viel haben wir allerdings nicht zu bieten. Nur einen mageren Hasentopf.“ Geschmeidig glitt der Reiter von seinem Pferd.

„Auch wir haben etwas zu essen mitgenommen, als wir uns auf den Weg machten. Vielleicht können wir alles zusammen tun und teilen. Aber wir wären auch mit einem mageren Hasentopf zufrieden gewesen. Schlimmeres mußten wir essen in den Zeiten der Großen Schlachten.“

Seine Lippen pfften einen leisen Triller und die anderen Reiter kamen des Weges entlang. Ihre Pferde führten sie an Zügeln und auf den Rücken der Tiere lagen weiche Decken in den verschiedensten Farben.

„Verzeih, dass wir die Pferde mit hierher bringen. Aber wir haben die Verantwortung für diese Tiere übernommen und möchten sie nicht achtlos auf dem Weg zurücklassen.

Hier können sie ein wenig im Wald grasen, ohne dass wir sie aus den Augen verlieren.“

Er ging auf sein schönes Pferd zu, nahm Zügel und Decke ab und ließ es in den Wald laufen.

„Verzeih, das ich mich noch nicht vorstellte, aber wir waren überrascht, in dieser Nacht überhaupt auf Menschen zu treffen. Mein Name ist Misnéachard. Auch wenn es dein Wunsch sein mag, edle Amhrán, aber dies ist noch nicht die Nacht, in der ich dich in mein Reich mitnehmen werde. Wir wollen diese Nacht miteinander verbringen, und kein Leid soll dir jemals durch mich geschehen. Doch dies muß dir vorerst genügen als Gabe des Elbenprinzes.“

Er machte ein Schritt auf Amhrán zu, hob sanft mit dem Zeigefinger ihren Kopf und aus der Tiefe seiner grünbraunen Augen brannte sich sein edler Blick für immer in ihr Herz. Amhrán konnte ihre Augen nicht von den seinen abwenden. Wenn sein Wesen so war wie sein Äußeres, mußte er wahrlich ein Gott sein. Endlich drehte er sich um, auf eine Frage seiner Männer antwortend.

Rhiannon lag noch immer wie eine Schlafende unter Amhráns Mantel. Die Männer kamen jetzt ans Feuer. Im Gegensatz zu der Waldläuferin trugen sie keine Reisesäcke, sondern längliche Lederbeutel, die ihnen quer über den Rücken hingen. Das Mädchen setzte sich zu ihrer Freundin.

Die Elben hatten sich jetzt um das Feuer gesetzt und sprachen in ihrer wundervollen, melodischen Sprache miteinander, als wäre sie gar nicht da. Einige der Männer schienen über etwas aufgebracht zu sein und redeten auf Misnéachard ein.

Dieser ließ sie ausreden, fiel ihnen nicht ins Wort und gab ihnen ruhig und überlegt Antwort. Erstaunen zeichnete sich auf den Gesichtern der erzürnten Männer ab. Zum ersten Mal betrachteten sie Amhrán genauer und schauten dann ungläubig zu Misnéachard. Dieser nickte nur. Er saß mit dem Rücken zu ihr, sonst hätte er sofort bemerkt, dass sie sich vorkam wie ein seltenes Tier, das ein Schausteller auf dem Markt zum Betrachten feil bot.

Dann sprachen sie wohl über etwas anderes. Die Gespräche wurden leiser. Doch was auch immer gesprochen wurde, nie unterbrach einer den anderen, und wenn auch noch so klar war, dass Misnéachard ihr Anführer war, es zählte die Meinung eines jeden einzelnen, bevor eine Entscheidung gefällt wurde. Schließlich schwiegen sie lange Zeit, als ob sie in Gedanken weiter miteinander sprachen. Dann nahmen sie ihre Beutel vom Rücken und holten allerlei merkwürdige Dinge daraus hervor. Endlich drehte sich der Prinz um und sagte zu Amhrán:

„Komm, laß deine Freundin ruhig schlafen, und setz dich zu uns. Als Ehrengast magst du neben mir sitzen, wenn es dir gefällt.“

Unsicher ging Amhrán auf diesen Mann zu. Mit Solasard war sie groß geworden. Er konnte ihr keine Geheimnisse mehr bieten, die sie lösen konnte, fast war er mehr ihr Bruder als ihr Versprochener. Aber dieser Elb war geheimnisvoll und männlicher als alles, was Amhrán jemals in ihrem Leben an Männern zu sehen bekommen hatte. Wenn sie ihn nur berühren könnte. Inbrünstig betete sie zur Göttin, dass er kein Trugbild und sie nicht in irgend einem verrückten Traum gefangen sei.

Er öffnete seinen weiten, glockenförmigen Mantel, um sie zu wärmen und legte ihn ihr und sich um die Schultern.

Wie ein Kätzchen schmiegte sich die Kindfrau an den Prinzen. Ein Elb ging umher, verteilte an jeden einen hölzernen Becher und schenkte aus einem Schlauch einen golden schimmernden Trunk ein. Auch Amhrán gab er einen Becher und füllte diesen. Vorsichtig hielt sie sich das Getränk unter die Nase, schnupperte daran und glaubte, wäre sie ein Schmetterling, müßte sie sterben vor Freude.

Es schien, als hätten die Elben alle Gerüche eines schönen Sommertages in diesem Trank eingefangen. Als sie daran nippte, breitete sich in ihrem ganzen Mund der süße Geschmack von Honig aus und doch prickelte es auf ihrer Zungenspitze minzig.

„Schmeckt es dir? Die Honigbienen unserer Heimat sind eifrige Sammlerinnen. Und das Wasser unserer Quellen ist klarer als ein Sonnentag im Uath. Wir leben noch mit unserer Welt und nicht nur in ihr. Aber laß nur. Ich weiß, dass meine Worte hier fehl am Platze sind und will nicht unhöflich erscheinen.“

Eine gewisse Traurigkeit schlich sich in seine Augen. Er hatte buschige Augenbrauen, die wohl jedermann daran erinnern sollten, dass in jedem aufrecht gehenden Wesen ein Tier steckte, das man nicht unnötig reizen sollte. Aber ihr gegenüber wirkten sie nicht bedrohlich. Sie fühlte sich geborgen und sicher an seiner Seite. Endlich brachte auch Amhrán ein paar Worte heraus.

„Ihr seid nicht unhöflich, ganz gewiß nicht. Ich bin froh, die Gnade erfahren zu dürfen, mit euch an diesem Feuer zu sitzen.“

Grinsend zog er eine Augenbraue hoch und sagte:

„Und stillt diese Begegnung deine Neugier über das Volk der Sidhi oder Elben wie ihr uns nennt. Wir Sidhi sind ein stolzes Volk, und wir lassen uns nicht gerne anstarren vom Menschenvolk.“

Um Verzeihung heischend blickte Amhrán ihn bestürzt an:

„Nein, nein. Ich wollte euch nicht zu nahe treten. Aber ihr seht nun einmal anders aus als wir. Betrachtet nur eure spitzen Fuchsohren. Außerdem hieß es immer, ihr seid alle blond und blauäugig. Doch obwohl euer ganzes Gefolge diesem Bild entspricht sind eure Augen und euer Haar von so dunklem Braun, dass es fast schwarz ist. Und eure Haut ist nicht so bleich wie die eines Toten, sondern golden wie das Fell eines Rehs im Sommerkleid.“

Die Männer des Prinzen atmeten hörbar ein und hielten die Luft an, abwartend, ob dem Donner ein Blitz folgen würde.

Doch die schmalen Lippen ihres Herrn zogen sich in die Breite, und plötzlich brach ein Lachen aus ihnen hervor, als wäre es in einem Sack gefangen gehalten worden und hätte sich jetzt wie ein brechender Damm befreit. Mit seinen schlanken und doch starken Armen schlug sich Misnéachard auf seinen Oberschenkel.

„Oh, ja. Ich weiß, wir sind ja Götter. Leuchtend und golden. Aber die Zeit eurer und unserer Götter ist vorbei. Sie wurden nur zu Göttern, weil ihr sie dazu gemacht habt.

Und wie bei euch sind auch bei uns nicht alle gleich. Das wäre wohl auch ziemlich langweilig. Findest du nicht?

Damals kamen wir aus einer anderen Welt. Das Wissen, das wir mitbrachten, war so ganz anders als das, was wir hier vorfanden.

Und doch nur hier auf dieser Insel konnten wir werden, was wir sind. Nur hier konnten wir uns von den Fesseln des Sterblichseins lösen und frei werden.

Viele von uns gibt und gab es in anderen Ländern, die wir durchquerten auf unserem Zug in den Norden. Doch keines dieser Völker ist so mit seinem Land verwachsen wie wir. Du wunderst dich, warum meine Haut so braun ist?

Ich kann es dir sagen, weil die Sonne sie oft berührt hat. Seit ihr euch selbst untertan seid, müssen wir immer öfter nach euch sehen. Jeder Mensch hat seine Grenzen, doch nur wenige haben die Fähigkeit, die Bande, die sie halten, zu erkennen.

So sind letztlich wir es, die wieder bereinigen, was der Mensch an Unheil anrichtet. Aber ich muß mich schon wieder tadeln. Ich sollte nicht so mit dir reden, als dein Gast an deinem Feuer. Dennoch im Gegensatz zu dir weiß ich, mit wem ich hier spreche, und du sollst wissen, wie mein Volk lebt und denkt. Ich bin nur einer der wenigen meines Volkes, der an den Menschen Anteil nimmt. Vielen von uns wäre es nur recht, schlachtetet ihr euch gegenseitig ab, damit wir wieder wie in früheren Zeiten unter dem Antlitz der Sonne wandeln könnten und nicht wie verstohlene Wölfe unter dem Licht der Mondin.

Sie glauben nicht wie ich daran, dass es eine Gemeinsame Welt, die Eine Welt, geben könnte, für die Sidhi und für die Menschen. Doch nun laß uns ein wenig den Alten Liedern lauschen.“

Ein junger, jedenfalls in Amhráns Augen, junger Mann zog eine Flöte aus einem Beutel und begann eine getragene Melodie zu spielen. Sogleich fielen die anderen Männer singend und summend in das Lied ein. Allein der Prinz schwieg. Er schien wie Amhrán, die noch verwirrt war von seinen Worten, nur zu lauschen. Sie mochte die Elben und wünschte sich nichts sehnlicher als die Worte dieses herrlichen Liedes zu verstehen:

Oh Silberlicht, oh Silberlicht,
das sich in unsren Seelen bricht,
der Sonne goldne, lichte Strahlen,
verlorn' für uns, durch tausend Qualen,
die Alte Heimat, Silberlicht,
kehrt niemals wieder, niemals, nicht,
das Meer, die Berge und die Seen,
der Wald, der Wind, sein sanftes Wehen,
verloren für uns, Silberlicht,
was auch das Alte Wort verspricht,
von Liebe, Licht und von Gesang,
wie schon auch ihrer Stimme Klang,
wohin sind die vergangenen Zeiten,
die Täler, Schluchten und die Weiten,
in lichtdurchfluteten heiligen Hainen,
waren wir stets und ganz die Deinen,

in deiner Liebe, Silberlicht,
die keiner andren Liebe glich,
dir folgten wir in Neue Welten,
in Sommerstädte, Gärten, Zelte.

Oh Silberlicht, oh Silberlicht,
das sich in unsren Seelen bricht,
die Alte Heimat für uns verloren,
und doch durch sie auch neugeboren.

Oh Silberlicht, oh Silberlicht,
das sich in unsren Seelen bricht.

Einige Zeit saßen sie so beieinander, bis Misnéachard sich ihr zuwandte und sie leise fragte:

„Ich werde einmal nach meinem Pferd sehen. Möchtest du mitkommen?“

Stumm nickte das Mädchen. Er stand auf und half ihr hoch. Amhrán warf noch einen Blick auf die schlafende Rhiannon, deren Busen sich ruhig hob und senkte.

Sie gingen nur wenige Schritte, als sie schon vor dem prächtigen Hengst standen. Beim Schritt seines Herrn hob er sofort den Kopf und kam auf ihn zu. Zärtlich tätschelte ihm Misnéachard den Hals.

„Na, mein Bester, noch nicht müde? Was? Noch einen kleinen Gute-Nacht-Ritt? Möchtest du mitkommen, Amhrán? Es wird nicht lange dauern.“

Und selbst, wenn sie es noch so gewollt hätte, es würde ihr nie gelingen, ihm etwas abzuschlagen.

„Warte hier! Ich muß nur seinen Halfter holen. Er würde ja auch freiwillig folgen, wohin ich ginge, aber manches Mal waren wir beide froh, meiner Führung und nicht seinem Kopf gefolgt zu sein.“

Als sie ihn näher betrachtete, fiel ihr auf, dass er unter seinem Mantel nur ein halbärmeliges Hemd trug, das aus so feinem Stoff war, dass er genausogut auch gar keines hätte tragen können. Wenigstens hatte er eine dicke braune Lederhose und feste Stiefel an. Kälte schien ihm nichts auszumachen. Wohingegen Amhrán leise vor sich hin zu bibbern begann. Mit festen Schritten ging er zum Feuer, sagte etwas zu seinen Leuten, nahm Halfter und Zügel und kam zurück.

Schnell hatte er das Pferd aufgezügelt. Dann hob er Amhrán auf den Hengst, stieg selbst auf und ergriff um das Mädchen herum die Zügel. Sie folgten dem Pfad zum Lager, bis sie wieder auf dem Hauptweg waren.

Fest umschlossen seine Arme den Oberkörper des Mädchens, sein Mantel hüllte sie ein und schützte sie vor der Kälte der Nacht.

Kraftvoll trabte das gewaltige Roß an. Amhrán fühlte, wie sich die Muskeln des Tieres unter ihr spannten und lockerten. Seine lange Mähne wehte im Wind. Schließlich fielen sie in Galopp. Ihre Körper waren im Einklang mit den fließenden Bewegungen des Pferdes. Wie berauscht preßte sie sich an den Mann, fühlte wie sein Geschlecht mit jedem Schritt des Pferdes an sie stieß. Sie hatte ihre Augen geschlossen, ließ sich vom Wind der Nacht das Gesicht streicheln und gab sich wilden Träumen hin, während sie schweigend dahinflogen. Immer tiefer schmiegte sie sich in seine Arme. Sein Atem streifte ihren Nacken. Immer fester schlossen sich seine Arme um sie. Nicht einmal ein Lufthauch trennte ihre Körper. Hitze durchströmte Amhrán. Lasair wurde langsamer, bis er plötzlich stehenblieb.

Geschmeidig glitt Misnéachard vom Rücken des gewaltigen Hengstes und zog das Mädchen behutsam in seine Arme. So sehr verlangte es seinen Körper nach ihr. Leidenschaftlich drängte sie sich ihm entgegen, beugte sie ihren Kopf zurück. Ihre Lippen luden ihn verheißungsvoll ein, das Wasser ihres Mundes mit seinem zu vermischen.

Seine Hände glitten an ihrem Körper entlang, preßten ihre Hüfte gegen seine, fassten sie im Nacken. Sie tranken voneinander wie Verdurstende aus dem Brunnen des Lebens. Lange standen sie so, hielten sich engumschlungen, küssten sich. Welten wurden geboren und vergingen in dieser Ewigkeit des Seins. Doch dann löste sich Misnéachard sanft von ihr.

„Wir werden jetzt nicht tun, wonach unsere Körper gieren, Amhrán.

Niemals hätte ich gedacht, dass die Flamme deines Herzens so hell für mich leuchtet, dass ich geblendet werde von der Schönheit deiner Seele.

Du hast nicht verdient so behandelt zu werden, und vielleicht würdest du mich später hassen für mein ehrloses Verhalten. Ich bin ein Sidhé, kein Traum, kein Märchenprinz und kein Mensch, und du bist noch nicht einmal für mich bestimmt.

Vielleicht mag es dereinst soweit kommen, dass wir dieser Welt etwas Besseres schenken als Schwerter und alte Sagen. Aber dann nicht so. Zu kostbar bist du mir geworden in diesen kurzen Augenblicken.“

Wie zu Stein erstarrt blickte Amhrán in seine Augen.

Mit beiden Armen packte er ihre Schultern und rüttelte sie, als fielen dadurch diese wilden Gedanken von ihr ab.

„Was, wenn du es morgen bereust? Was, wenn du dich dafür hasst? Nein, Amhrán, wenn du es willst, werden wir uns wiedersehen. Ich verspreche es dir. Aber ich möchte, dass du weißt, was du tust, was du willst. Du sollst nicht nur einfach deinem Körper nachgeben. Zuviel steht auf dem Spiel. Unsere Körper, sie werden nie unsere Herzen sein können.“

Heiße Tränen liefen ihre Wangen hinunter. Leise, wie zu sich selbst sprach sie:

„Mein Herz, du fragst nach meinem Herz? Es gehört nur dir.“

Fast hätte sie ihr Hemd zerrissen, er hielt ihre Hände fest und doch warf sich die trotzig Kindfrau in seine Arme. Zärtlich strich er ihr über das Haar, küsste es. Leise schluchzte sie aus seinem Mantel hervor.

„Warum nur, warum nur zerstörst du es?“

Sein ganzer Körper verkrampfte sich, als er mit kalter Stimme sagte:

„Weil ich muss.“

Schmerz legte sich wie ein kalter Mantel um sein Herz. Was zog ihn nur hin zu diesem Mädchen?

Leise pfiiff er nach Lasair, der sofort zu seinem Herrn kam. Wie einen schweren Mehlsack hievte er sie auf das Pferd, dann stieg er selbst auf und stieß dem Tier seine Fersen in die Weichen. Im Galopp ritten sie zurück. Ihre Tränen flogen wie kalte Perlen in sein Gesicht.

Obwohl sie vor ihm saß, waren sie durch Welten getrennt. Dann versiegten ihre Tränen, und sie richtete sich stolz auf.

Er lächelte. Als sie das Lager erreichten, saßen die Männer noch immer beisammen und sangen oder sprachen leise miteinander.

Einer der jungen Männer stand auf, nahm Lasairs Zügel, nachdem beide abgestiegen waren und führte ihn zu den anderen Pferden zurück. Amhrán setzte sich möglichst nah ans Feuer. Ihr war kalt. Als sich Misnéachard neben sie setzte, rückte sie ein Stück zur Seite.

„Wir werden nicht mehr allzu lange deine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, Herrin. Bald wird die Sonne aufgehen, und wir sind mit wichtigen Nachrichten unterwegs. Du solltest dich langsam hinlegen. Du brauchst deine Kraft.

Große Dinge liegen vor dir. Komm, lege dich zu deiner Freundin auf die Binsen. Du bist müde und erschöpft. Ich werde kommen und dich zudecken.“

Jetzt wo er es ausgesprochen hatte, fiel es auch Amhrán auf. Langsam stand sie auf und ging zu Rhiannon. Gähmend legte sie sich neben sie. Auch Misnéachard stand auf. Er kam zu ihnen herüber, kniete sich nieder und nahm seinen Mantel ab. Behutsam deckte er das Mädchen damit zu, zog ihn bis an ihr Kinn.

„Schlaf gut, meine Prinzessin. Ich weiß, du wirst mich nicht vergessen. Doch die Zeit wird lang werden, bis wir uns wiedersehen. So leb denn wohl.“

Ein letztes Mal strich er über ihr Haar, beugte sich zu ihr, und samtige Lippen hauchten einen Kuß auf ihre Wangen. Einmal noch blickte sie auf und sah in sein Gesicht.

Sie lächelte, ein Prinz mit einem Liebesfleck neben zarten Lippen. Lippen, die sie geküsst hatten.

Wie sagte Goleudydd immer:

„Jeder Abschied ist die Geburt einer Erinnerung.“



Die mächtige Morrígan



Comhaontas

Müde flackerte das Feuer in dem Kreis aus Steinen, duckte sich vor dem Hauch des Schicksals, der durch die dunkle Höhle wehte. Das Holz knackte, Funken stoben empor. Die Frau horchte nicht auf, sah nicht das Spiel der Flammen. Zielsicher griffen ihre Hände nach rechts, wo über einem Gestänge Tausende von Fäden warteten, in ihr Webtuch eingesponnen zu werden.

Schwarzes Haar wallte über ihre Schultern, purpursanft glänzte ihr Kleid im Schein des Feuers.

Zuweilen hielt sie inne in ihrem Tun und streichelte eine kleine graue Katze, die sich vertrauensvoll in den Schoß der Göttin schmiegte. Saol war ihr Name, die einzige Gefährtin an der Seite der Göttin. Die selbstgewählte Einsamkeit war der Preis ihrer Macht. Wieder griff sie zu zwei Fäden, einem leichten, seidigen in einem leuchtenden Waldgrün und einem glatten, metallisch glänzenden von einem tiefen Meeresblau.

Gerade wollte die Göttin sie zusammenknüpfen, als ein wohlbekannter Duft sie in ihrem Gedankenfluß unterbrach. Langsam drehte sich die Morrígan um und lächelte sanft.

„Einen wunderschönen Guten Abend, Misnéachard. Die Wege hierher sind tückisch, so dass du nicht gekommen sein wirst, um einmal mehr mit mir über die Gemeinsame Welt zu sprechen. So sag, was ist dein Begehrt, Sohn des Königlichen Paares aus dem schönen Tir na Samradh?“

Ein schwarzer samtener Faden lag in seiner Hand. Fast schmerzvoll hielt er ihn vor die Schicksalsgöttin.

Mit großen Augen nahm sie ihn entgegen.

„Und nun, edler Misnéachard, was soll ich tun mit deinem Lebensfaden?“

Der Blick des Prinzen fiel auf den blauen Faden, den die Morrígan fest um den grünen geschlungen hatte.

„Das ist mein Platz. Du weißt selbst, dass er sie nicht verdient hat, er braucht sie nicht. Er liebt sie nicht. Nicht so wie ich.

Du weißt selbst, wie die Menschen sind. Ihre Ruhe ist Lähmung, ihre Bewegung ist Tollheit und laß uns nicht sprechen von ihrer Art zu lieben.“

Die Göttin betrachtete die drei Fäden in ihrer Hand. Sanft streichelte sie die Katze, die leise schnurrte.

„Und doch, Misnéachard, und doch liebst du sie. Willst du dein Schicksal auf ewig mit einer von ihnen verbinden? Du hast sie schon gewonnen, ihr Herz ist dein. Bist du so sicher, dass du deine Seele an Amhrán ketten willst? Ich schenke dir ihre Liebe für dieses Leben.“

Misnéachard schüttelte den Kopf.

„Ich werde nicht von dir fordern, was ich selbst erlangen kann, das ist sinnlos. Denn es ist nicht ihre Liebe, die ich von dir erbitte. Du weißt es. Ich fordere den Comhaontas. Ich fordere den ewigen Bund zwischen den Göttern und dem Féin aon.“

Saol sprang vom Schoß der Göttin und schmiegte sich an die Beine des Prinzen. Spielerisch zog die Morrígan die Fäden durch ihre Hand.

„Und was, edler Prinz, geschieht, wenn dein Begehren befriedigt ist? Oder was geschieht, wenn ich dir diesen Wunsch nicht gewähre? Was ändert sich an deinem Leben, wenn ich dir diesen Bund verweigere? Bedenke doch, wie leicht das Notwendige erreichbar ist. Das Schwererreichbare aber ist selten notwendig. Noch kennst du nicht den Preis, noch kannst du dich entscheiden, Misnéachard.“

Der Prinz kniete sich zu der Katze, strich über ihr weiches Fell.

„Ich kenne dich, Morrígan. Die Gefahr kennen heißt, ihr zu widerstehen. Aber das bin ich nicht. Der Preis ist mir gleich. Wir beide wissen doch, dass selbst die Götter nicht immer dem Lauf des Schicksals folgen. Denn das einzige, was sie noch überraschen kann, ist das Unerwartete. Und oft genug ist es auch das einzige, das sie retten kann, dort am Abgrund der Zeit.

Betrachte die Menschen, Morrígan, selten sind es die Herrschenden, die den Lauf der Welt bestimmen, vielmehr ist es der Schnitt eines Kleides, der Blick zweier Liebenden, am seltensten jedoch die mahnenden Worte ihrer Priester.

Die klare, reine, wahre Freude am Leben und seiner Schönheit gebiert sich aus der einen Tatsache, dass es einen immer wieder überrascht.

Nein, es gibt keinen Preis, der mich schrecken kann.“

Geheimnisvoll verengten sich die Augen der Schicksalsgöttin.

„Bist du dir sicher? Was, wenn wir deine Seele für uns fordern, was wenn wir deine Liebe fordern? Ist es dieses Band wert? Sie ist eine Menschenfrau! Wir könnten dir Tausende andere schenken.“

Der Einzige, Féin aon, erwiderte:

„Meine Seele ist der Hort der Liebe selbst, die Seele aller Seelen. Und wenn das der Preis ist, werde ich ihn bezahlen. Ich bin, was du nie sein kannst, Féin aon, der Einzige. Amhrán, das Lied, zehn Finger haben nicht den Wert einer Hand, noch kommt von tausend Sternen das Licht einer Sonne.

Sie vervollständigt mich, nur sie, es gibt keine andere Liebe, die mich befreit.

Suche nicht meine Zukunft oder Vergangenheit, sie ist nicht weiter von meinem Selbst entfernt als mein Kissen in der Nacht. Ich kann nicht eure Seele sein. Denn ihr seid die Gefangenen in den Käfigen eurer Wirklichkeiten. Eure Selbsttäuschung ist auf jeder Ebene sichtbar. Du mußt nur die Augen öffnen. Ihr könnt mir nicht folgen, wie aber wollt ihr wissen, ob ich mich an das Versprechen halte?“

Die Göttin nahm den schwarzen Faden und legte ihn auf das Gestänge.

„Verlasse dich nicht darauf unentdeckt zu bleiben, wenn du gegen den Bund verstoßen solltest. Denn du wirst bis zu deinem Ende in der Ungewißheit leben müssen, nicht doch entdeckt worden zu sein. Kein Versteck ist sicher vor dem Zufall, Misnéachard. Aber Sorge dich nicht, du wirst dein Wort nicht brechen, denn nicht wir werden fordern.

Bedenke, wenn sie dich vervollständigt, dann kannst du nicht Féin aon sein, der Unendliche, dann kannst du es erst durch sie werden. Euer Ziel ist das gleiche, doch eure Wege werden verschieden sein, müssen verschieden sein. Weißt du noch immer nicht, wer sie ist? Kennst du noch immer nicht ihre Aufgabe? Sie liebt dich wie sich selbst und deshalb wirst du nie Teil ihres Lebens sein.“

Der Prinz schleuderte ihr seine Antwort entgegen.

„Du lügst, ich weiß, dass du lügst!“

Die Göttin begann die beiden Fäden in ihr Gespinnst einzuweben.

„Nein, Misnéachard. Doch zweifellos gibt es Lügen, die leichter zu glauben sind als die Wahrheit. Die Wahrheit selbst aber kann nur unmittelbar erfahren werden. Die Wahrheit selbst ist unaussprechlich und keine Wahrheit ist endlich. Ist nicht jede Antwort eine neue Frage?“

Wieder nahm Misnéachard den schwarzen Faden und legte ihn in die Hand der Göttin.

„Der Bund, ich werde meine Seele an die Seele dieser Frau schmieden. Wir werden eins sein an dem Ort, wohin uns niemand folgen kann und nun nennt euren Preis.“

Saol sprang wieder auf den Schoß der Morrígan.

„Der Preis ist Amhrán. Einmal noch ist es dir gestattet, sie zu sehen. Sie gehört zu Solasard und sie hat eine große Aufgabe, die sie erfüllen muß. Du wirst nicht Teil ihres Lebens sein, aber du wirst sie empfangen am Weltentor und dann soll nichts mehr eine Trennung schaffen, dann bist du frei.“

Für einen Augenblick stand das Herz des Prinzen still.

„Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr! Ich bin Féin aon, nirgends steht mein Schicksal geschrieben.“

Da deutete die Göttin auf das Tuch und siehe, da war der schwarze Faden.

„Du bist der Einzige, der sehen kann. Vertraue dir selbst und ihr.“

Die einzige Wahrheit einer Woge ist die, dass sie brechen wird und die einer einzigen wahren Knospe die, dass sie blühen wird. Die einzige Wahrheit der Menschen ist, dass sie eine Flut prächtigen Lebens sind, das Ergebnis der Besessenheit der Erde. Vertraue Amhrán, aber glaube nie, dass du einen Ort vollkommen durchschaut hast oder einen Menschen.“

Vorsichtig strich Misnéachard über das feine Tuch.

„Die Welt gehört den Menschen, aber wer sind sie? Wir waren es, die sich ins Dunkel wagten am Morgen des Tages, um das Licht zu erlangen. Die Liebe war der Wind, als der Wind mein Weg war. Zu mittag kleidete sie mich in ihre Gestalt und aus dem Geist erhob sich das Fleisch, du kennst es wohl, Wellen entspringen Wellen. Und ich bin nur ein kleines Samenkorn. Wie soll ich leben ohne sie?“

Tanzende Funken stoben empor als die Göttin ihm antwortete:

„Ein Samenkorn, das der Wind heute fortträgt, mag der Weidenbaum von morgen sein. Erwinnere dich wie alt du bist, erwinnere dich an deine Leben. Licht und Dunkel können in allem sein, aber ist es unsere Aufgabe darüber zu entscheiden? Vertraue dich deinem Schmerz an und lebe deine Liebe und deine Freude darüber wird größer sein am Ende der Zeit als alle Schmerzen.

Wer sein lebenlang die gleiche Liebe lebt, wird früher oder später erkennen, dass er niemals allein eine Tür geöffnet oder einen Raum betreten hat, niemals ohne den Schatten des Geliebten eine Blume gepflückt oder die Sterne betrachtet, niemals einen Kuss verschenkt hat, ohne zu spüren, dass irgendwo im Dunkeln seine Hand gedrückt wird.“